

Einer der die Liebe suchte.

Ein Jüngling ging eines Abends aus, um die Liebe zu suchen; er hatte schon so viel von ihr gehört, daß er sich darnach sehnte, sie kennen zu lernen. aber er hatte nicht die leiseste Ahnung, wie sie aussehe, er wollte nur, daß sie sehr schön sei.

Als ihm daher ein hübsches Mädchen begegnete (es war ein ganz junges Ding, fast noch im Flügelkleide, zog er höflich seinen Hut und sprach: „Dürfte ich mir wohl erlauben, zu fragen, ob Sie die Liebe sind?“

„Ei freilich,“ lachte die fröhliche, kleine Person, „aber sagen wir doch lieber gleich Du zu einander; komm, wir wollen uns unterhalten, mein süßer...“ aber wie heißt Du denn? Ich muß doch erst Deinen Namen wissen.“

„Gebhard,“ erwiderte der Jüngling und betrachtete entzückt die hellen Kraushaare, die in Zöpfen über den Rücken fielen, die blühenden Augen und die zierliche Gestalt seiner Begleiterin.

„Ach, Gebhard! das ist so ein langweiliger erster Name,“ schmollte das Mädchen, „ich will Dich Harbden nennen, mein liebes, kleines Harbden.“

Sie schlang die Arme um seinen Nacken und gab ihm auf jedes Ohr-Läppchen einen kleinen Kuß, dann zupfte sie ihm beim Haar und entließ.

Er hatte alle Mühe, sie zu haften, denn sie war äußerst flink, schließlich aber gelang es doch; da lachte sie unbändig, setzte sich auf seinen Schooß und trieb allerscham Boffen, sie kugelte ihm mit Grassalmen, zupfte ihm am Schnurrbart und war ausgelassen wie ein Kind.

Eine Zeit lang freute den jungen Mann das muntere Spiel, dann aber war er dessen müde geworden und wollte ein vernünftiges Gespräch beginnen, ihr seine Zukunftspläne erzählen und ihre Meinung darüber einholen, aber sie hielt sich die Ohren zu oder verdeckte ihm den Mund mit ihren kleinen Händchen, so oft er davon zu reden begann.

Da ward er beinahe ärgerlich und sprach: „Aber, mein liebes Kind, die Liebe ist mir anders geschilbert worden. Du mußt Dich nicht so kindisch gebärden, sonst werde ich noch irre an Dir.“

Als das Mädchen dies vernahm, lachte sie noch mehr als vorher: „O, Du dumme, dumme Junge! Wie kann man sich nur so anführen lassen, ich bin ja nur ein kleines, ganz kleines Kammermädchen der Liebe, die Liebeslei; aber es freut mich, doch wieder verwechselt worden zu sein; viele Leute behaupten, ich sehe der Liebe sehr ähnlich. Doch nun — Adieu — ich habe mich höflich unterhalten. Du bist ein netter Junge, ich will Dich ganz gern einmal wieder besuchen.“

Sie warf ihm noch ein Kußhändchen zu, nickte und verschwand. „Das war ein hübsches Abenteuer,“ dachte Gebhard, „aber jetzt will ich doch die Liebe kennen lernen; sie ist wahrscheinlich größer und schöner, ich werde sie schon erkennen.“

Und wirklich, es kam ihm eine schöne Frau entgegen, mit leidenschaftlichen Feuer Augen, blendendem Nacken, roten Haaren, deren wirres Gelock mit einem Kranz aus Weinslaub durchflochten war. Sie sah den jungen Mann mit einem durchdringenden Blick an und all sein Blut wallte siedend heiß empor, er stürzte auf sie zu, schloß sie trunken in seine Arme und rief: „Du, Du bist die Liebe!“

Sie erwiderte seine heißen Küsse, und ihre vollen, roten Lippen pressten sich fest auf die seinen; er vergaß Alles um sich her, konnte sich an ihrer unverhüllten Schönheit nicht satt sehen und verbrachte wonnendurchglühete Stunden in ihren Armen.

Endlich schlummerte er, das Haupt auf ihrem Schooß gebettet, ein, und als er erwachte, schien sie ihm verändert. — Sie war müde und matt, das Haar hatte seinen goldenen Glanz, die Augen ihr Feuer verloren. Er staunte und fragte er sie an: „Wer bist Du, wannelbares Wesen, das gestern mich entzückte und heute mich kaum noch zu erwärmen vermag?“

„Ich bin,“ sprach sie, „die Sinnlichkeit und Pfortnerin bei der Liebe. Wer zur Liebe will, muß immer erst an mir vorbei.“

Sie stand auf, verhüllte sich und ging. Gebhard blieb nachdenklich zurück. Nach kurzer Zeit erblickte er ein Weib, das sah von Weitem herrlich schön aus; als er ihm aber nahe kam, bemerkte er, daß es geschnitten war und daß die löstlichen Gewänder einen weissen Leib verbergen. Ihre fieberhaft glänzenden Augen

flackerten auf, als sie ihm erblickte; sie winkte ihn heran und umschlang ihn, ihre Fingernägel schmerzhalt in sein Fleisch eingrabend. Sie küßte ihn und er glaubte unter ihrem heißen, giftigen Athem zu ersticken — und als das Blut aus den Wunden quoll, die ihre Nägel gerissen, da trant sie es gierig wie ein Raubthier. Willenlos, wie betäubt, hatte Gebhard sich nicht gewehrt, aber ein mächtiger Schauer des Entsetzens ergriff ihn und er wand sich aus ihren Armen.

„Hinweg, hinweg!“ leuchtete er, „Du bist die Liebe nicht.“

Ein gellendes Lachen antwortete ihm. „Ich bin das Laster,“ sagte das Weib, „meine Schwester, die Sünde, hat ihren Platz im Gefolge der Liebe, mich aber hat die Liebe verstoßen und ich räche mich nun an denen, welche sie suchen.“

Die Gestalt war verschwunden. Ermattet und erschlagen, wie nach einer schweren Krankheit, blieb Gebhard zurück, aber seine Jugendkraft siegte. Noch einmal raffte er sich auf um die Liebe zu finden; den Muth, noch weitere Abenteuer zu bestehen, hatte er jedoch verloren.

Ein dürrig gekleidetes Mädchen ging an ihm vorüber, sie trug einen Nutrenkranz im Haar, das in sanften Wellen weit herabfloß, Gebhard blickte sie nur flüchtig an, er sah nicht das schöne, edle Antlitz, nicht die strahlenden Augen, den süßen, reinen Mund — er bemerkte nur die ärmliche Kleidung und dachte: „So einfach, ja so dürrig kann die Liebe, die reiche Gebieterin über so Viele, nicht aussehn.“

Das Mädchen sah ihr traurig an, schritt weiter und war bald seinen Blicken entschwunden.

Ein altes, tiefäugiges Weib kreuzte Gebhard's Weg und da alter Weiber immer Alles zu wissen pflegen, fragte er sie, wo die Liebe wohne.

Die Alte nickte und über ihr eingefalenes Antlitz ging ein eigenthümliches Leuchten. Ja, ja, die Liebe, ich habe sie wohl gekannt; dort oben in dem kleinen Häuschen pflegte sie zu wohnen, aber sie ist soeben vertrieben. Ihr müßt ihr doch wohl bekannt sein. Sie will lange ausbleiben und da hat die Berechnung es übernommen, ihr einsteilen die Wirtschaft zu führen. Das ist eine ordentliche Person, sparsam und praktisch, der kann man schon etwas anvertrauen. Ja, ja, so geht es,“ und weiter humpelte das Mütterchen.

Was nun weiter mit Gebhard geschah? Darüber weichen die Sagen auseinander; nach einer Erzählung soll er lange und vergeblich auf die Rückkehr der Liebe gewartet haben und als alter Hagestolz einsam gestorben sein; nach einer anderen ging er hin und heirathete die Berechnung.

Dieser Sage zufolge wurde er später ein sehr reicher und angesehener Mann, und starb als Bürgermeister seiner Vaterstadt.

Schloß Hohnstein in der sächsischen Schweiz.

Von E. Jsolani.

Vor einem Vierteljahrhundert etwa schrieb einmal Herbert König in der „Gartenlaube“ über Schloß Hohnstein: „Wie in der Familie, so giebt es auch in der Natur Aschenbrödel. Als solch ein armes, zurückgehetes Wesen erscheint mir immer das alte romantische Schloß Hohnstein, das von steilen Felsen in die reiche Landschaft sieht, zu Füßen stille Wälder, anmuthige Täler, kleine Gebirgsbäche und wunderbar geformte Steinmauern, die sich, Geschiebe und Schichten bildend, in langen Ketten dahinjiehen oder losgelöst umherliegen, die Häupter geschmückt mit saftgrünem weichen Moos und dem graziösen Farnkraut. Die Einsamkeit, die auf dem Ganzen ruht, theilt es mit allen jenen Gegenden, die seitab von der Heerstraße liegen, und erhöht dadurch das Interesse des Touristen, der sein Ziel nicht in einer zerstreuten Menge sucht, sondern in einer Umgebung, die von jener noch möglichst unentweicht blieb.“

Diese Aschenbrödelrolle wird nun Schloß Hohnstein bald ausgespielt haben. Als ich vor drei Jahren dort meine Sommerfrische hielt, wurde von den Einwohnern des Städtchens, dessen Häuser sich zu den Füßen der Burg phantastisch auf- und abwärts gruppiren, wie es das bergige Terrain gerade erfordert, von nichts Anderem gesprochen als von den verschiedenen Projekten, einen innigeren Anschluß an die große Heerstraße des Lebens zu erhalten. Jetzt endlich sind diese Ge-

sprache wohl zur Ruhe gekommen. Die jüngste in die Naturreihe unserer sächsischen Schweiz führende Sekundärbahn wird uns auch demnächst nach Hohnstein führen und das schöne Schloß, das jetzt als Korrekptionsanstalt dient und vom großen Touristenstrom nur immer von den übrigen Aussichtspunkten der sächsischen Schweiz bewundert wurde, wird nun auch wohl von zahlreicheren Touristen besucht werden.

Der Ursprung des Schlosses Hohnstein greift in die ältesten Zeiten der Geschichte Sachsens zurück. Die böhmischen Herren von Glubmen, Glomen oder Lohmen waren die ältesten Besitzer jenes Bodens. Das Schloß Hohnstein aber wird zuerst im 14. Jahrhundert als Eigentum und Residenz eines böhmischen Adelsgeschlechtes genannt, der Birken oder Berken von der Duba, die schon zwei Jahrhunderte früher in Urkunden genannt werden, und zwar als „Barones de quercu“, und diese Herren von der Eiche — auch Duba heißt so viel wie Eiche — führten in ihrem Wappen zwei kreuzweise übereinandergelegte Eichenäste mit fünf Aeden, welches Wappen noch jetzt über einem inneren Thor des Schlosses zu sehen ist.

Gleich den Burggrafen von Dohna lagen auch die Herren von Duba dem Raubwesen ob und hielten es auch mit den Hussiten, was den im benachbarten Stolpen residirenden meißnischen Bischof, Johann den Vierten, betarr empörte, daß Hohnstein nach unendlichen Kämpfen unter meißnische Hoheit kam. Friedrich der Sanftmüthige nahm das Schloß im Jahre 1444 ein, damit die Fürsten zu Sachsen des Gebirgs vom Böhmerwalde besser mächtig werden könnten. Als die Duba's im fünfzehnten Jahrhundert ausstarben, kam die Besingung nach dem Tode des Lezten von der Duba am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an Herzog Albrecht von Sachsen, der es im Jahre 1480 seinem Marschall Heinrich von Scheinwig schenkte. Im folgenden Jahrhundert kam es dann an die Familie von Schönburg, bis es aus deren Händen im Jahre 1553 durch Tausch an den Herzog Moriz von Sachsen fiel, seit welcher Zeit es beständig dem Kurhause gehörte.

Das Schloß Hohnstein hat manchen harten Tag auszuhalten gehabt. Im dreißigjährigen Kriege ward es vom Kriegslärm umtobt. Sowohl die Kaiserlichen wie die Schweden berannten es damals vergeblich. Mehrmals wurde das Schloß, wenn auch nur theilweis, vom Feuer zerstört, zuletzt im Jahre 1604 durch den Blitz, bei welcher Gelegenheit der älteste Theil des Schlosses nebst allen Urkunden völlig zerstört wurde. Auf diesen Trümmern wurden in neuester Zeit eine Kirche im Anschluß an die Reste der alten sowie ein großes dreistöckiges Gebäude nebst Aussichtsturm aufgeführt, nachdem das ganze Schloß, bis 1680 Sitz eines Gerichtsamtes, im Jahre 1858 für eine Männer-Korrekptions-Anstalt hergerichtet wurde, wodurch allerdings vielfache Umgestaltungen nöthig wurden, die, obwohl man mit möglichster Schonung verfuhr, leider doch manche alterthümliche Ueberreste verdrängten. Doch ist erfreulicher Weise auch mancher Schmuck des Schlosses aus alter Zeit noch geblieben, so der schöne gothische Chor der ehemaligen St. Anna-Kapelle.

Seit 1858 ist auf dem Schloße Hohnstein, wie erwähnt, eine Männer-Korrekptions-Anstalt eingerichtet, deren Zweck die sittliche Besserung solcher Leute ist, die durch die Polizeistrafen von ihrer unregelmäßigen Lebensweise nicht abzubringen waren. Wer in den Forsten der Umgegend von Hohnstein die Korrigirenden der Anstalt arbeiten sieht, der kann sich leicht davon Ueberzeugen, in wie humaner Weise in der Hohnsteiner Korrekptions-Anstalt das Ziel der Besserung angestrebt wird. Manch Einer, der in der Freiheit sich um das tägliche Brod plaat und müht, hat es nicht so aut, wie die Korrigirenden von Hohnstein.

In früheren Jahren ist der Hohnstein ebenso wie jetzt noch der Königstein als Staatsgefängniß benützt worden. Daher heißt es denn auch heute noch im Volksmunde: „Wer da kommt nach dem Hohnstein, der kommt selten wieder heim.“ So drohte zum Beispiel der bekannte Bürgermeister Kaufher dem Dr. Peucer, als er, des Kryptocabinismus verdächtig, auf der Pleißenburg saß, man werde ihn, wenn er seinen Sinn nicht ändere, nach Hohnstein führen und ihn in einem unterirdischen Gefängniß und finsternen Loch durch Gestank, Unflath und giftiges Gewürm elendiglich umkommen lassen.“

Ueberhaupt sahen in den Mauern des Hohnsteins mehrere in der Kirchengeschichte denkwürdige Gelehrte, so zum Beispiel der bekannte Gegner Luthers, Hieronymus Emser, der berühmte Wittenberger Professor Johann Major und der in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges bekannte Dr. Crag. Auch verwahrte man in Hohnstein viel Edelkute, darunter den besannenen Baron Klettenberg, dessen Gefängniß, ein finstres, feuchtes Loch, in welchem der Gefangene bald den Storbud bekam, nur für die schwersten Verbrecher bestimmt war. Zuletzt sah im Hohnstein der Mörder Hohn, an dem im Jahre 1770 die letzte Tortur vollzogen wurde.

Der von einer steilen Felswand hinter dem Schloße und Mauerresten gebildete große Raum heißt jetzt noch der Bärenzwinger und ward als solcher im Jahre 1609 feierlich eingeweiht. Fast hundertfünfzig Jahre pflanzten sich hier Bären fort, bis denselben aber im Jahre 1756 alle erschossen wurden, weil sie gar nicht selten die Mauern überklettern und Schreden in der ganzen Umgegend verbreiteten.

Unter jenen Bären befand sich auch, wie Merte und Engelhardt uns berichten, des Kurfürsten Friedrich August des Ersten bekannter Liebling, der sozusagen in die Verbannung zur Strafe hierher geschickt worden war, weil er sich thätlich an seinem fürstlichen Herrn vergrißen hatte, von dem er geneht worden war. Bei einem Thiergeseht in nahen Seiditz hat jener Bär dann sein Leben beschlossen. Von einem Auerochsen wurde der arme Bär an die Wand gespießt, nachdem er noch vorher einem anderen die Hörner nebst dem Hirschsädel abgerissen hatte.

Von Hohnstein nach Westen steht der gegen sechshundert Fuß hohe Hochstein, der früher sicherlich auch einst bewohnt war und dessen Bewohner wohl einst mit den Bewohnern des Hohnstein in der Verabredung der Wanderer gemeinsame Sache gemacht haben mögen.

Das liebliche Städtchen, das die Burg umgiebt, wird sicherlich, sobald erst die Bahn dorthin eröffnet ist, eine beliebte Station der Touristenwelt werden. Freilich wird es dann viel von seiner idyllischen Ruhe einbüßen, leider wohl auch die billigen Logispreise, durch die es sich zur Zeit noch vorthelhaft auszeichnet.

G. Jsolani.

Bilder per Draht.

Das Problem endlich gelöst.

Nach dem Telegraphen und Telephon das — Telephot.

Man kann fortan nicht nur tausende von Meilen weit hören, man kann auch auf stärkere Entfernung sehen.

Die Röntgen'schen Strahlen haben ein neues Wunder gewirkt und die Wissenschaft hat abermals über den Raum geseht, — ein Sieg notabene, der größer ist als alle vorausgegangenen.

Als das Telephon erfunden wurde, nannte es Jemand „Long Distance“ — Dhr. Jetzt hat Dr. Elias F. Ries in Baltimore auch ein „Long Distance“ Auge erfunden.

Auf der letzten elektrischen Ausstellung konnte man die schauerlich-schöne Musik der Niagara-Fälle hören, auf der nächsten wird man gleichzeitig die Fälle sehen können. Das Bild wird bis in's kleine Detail vollendet sein, wie ja auch die Geräusche auf's genaueste vom Telephon reproduziert wurden. Was letzteres mit den Tönen, das wird das Telephot mit den Farben thun: sie auf ungeheure Strecken transmittiren. Die neue Erfindung ist nicht auf einmal gemacht worden. Man kann auch Dr. Ries als den eigentlichen Erfinder bezeichnen, so hat es doch schon vor ihm andere gegeben, die nach der gleichen Richtung hin thätig waren und deren Forschungen ihm zu Hilfe kamen.

Dr. A. Graham Bell und sein Assistent Taintor beschrieben vor einiger Zeit ein Instrument, das sie behufs Transmittirung von Farben und Formen konstruirt hatten. Das Medium, auf das sie schließlich verfielen, nachdem sie mit einer großen Anzahl von Materialien experimentirt hatten, war Selen, und das Instrument stellte sich als ein metallener Rahmen dar, der in lauter kleine Felber abgetheilt war. Diese Felber waren mit Selen ausgefüllt und jedes einzelne war mit einem Leitungsdraht verbunden. Das den Empfänger und Transmitter verbindende Kabel setzte sich also aus so vielen Drähten zusammen, wie der Metallrahmen Felber hatte, und jedes derselben empfing einen anderen Farben-

Aber die große Anzahl der Drähte war es, was dem Bell'schen Apparat im Wege stand, was ihn zu kommerzieller Verwendung ungeeignet erscheinen ließ. Ein Draht läßt sich wohl Tausende von Meilen weit führen, die Kosten des Kabels aber würden zu bedeutend sein, als daß sich die Anlage rentiren würde. Schon die Erfinder und Vervollkommer des Telegraphen hatten mit dieser Schwierigkeit zu kämpfen. Zuerst bedurfte man noch für jeden Buchstaben des Alphabets eines besonderen Drahtes, und erst als man im Stande war, alle Zeichen über einen einzelnen Draht zu schicken, kam die Telegraphie in allgemeinen Gebrauch.

Fürwahr, es war ein schwieriges Problem, das Dr. Ries zu lösen unternommen. Er ist ein bekannter Elektriker und der Eigenthümer von mehr als hundert Patenten. Wenn man ihm glauben darf, wird der Telephot allein schon wegen seiner Verwendbarkeit im Zeitungswesen bedeutenden kommerziellen Werth haben.

Auf der Suche nach einem geeigneten Agens, kam es Dr. Ries in den Sinn, daß sich vermittelst der Kathoden- oder Röntgen-Strahlen das gewünschte Resultat erreichen ließe, und nach mehrfachen Experimenten stellte er fest, daß man die Leitung zwischen Selen-Empfänger und Selen-Transmitter nur an beliebiger Stelle mit einer Zuvor in ein Kathodenbad zu bringenden Drahtrolle zu umgeben brauche, um den einzelnen Draht so sensibel zu machen, daß er sämtliche Farben und Formen zu transmittiren vermöge.

Daß Dr. Ries' Erfindung praktisch verwertbar, haben zahlreiche Versuche zur Genüge bewiesen. Daß ihr eine enorme Wichtigkeit inne wohnt, muß jeder denkende Mensch begreifen.

Das Telephot wird, mehr noch als Telegraph und Telephon, die Menschen einander näher bringen und namentlich den Zeitungen gute Dienste leisten. Man stelle sich zum Beispiel vor, daß in San Francisco eine Feuersbrunst wüthet oder eine Hinrichtung statifindet. Eine Selenplatte nimmt das Bild von dem Vorgange auf und der elektrische Funke trägt es nach New York, wo es von einer zweiten Selenplatte empfangen wird. Von dieser wandert es auf die Platte eines photographischen Apparates und 1½ Stunde später kann man das Bild in einer Zeitung sehen.

Ein anderes Beispiel. In Paris wird ein New Yorker unter dem Verdacht verhaftet, ein englischer Bankräuber zu sein. Statt nun vielleicht Wochen lang im Gefängniß schmachten zu müssen, wird er schon nach einigen Stunden auf freien Fuß gesetzt, denn inzwischen hat das Telephot sein Bildniß nach New York transmittirt und die Behörden von Mulberry Straße haben ihre französischen Kollegen über den Irrthum aufgeklärt.

Das Geheimniß Li-Hung-Tschangs.

Der ehemalige Generalgouverneur von Indo-China, Herz der Lanessan, veröffentlicht im „Kappel“ einen bemerkenswerthen Artikel über die Einbrüche, die Li-Hung-Tschang von seiner europätschen Reise nach seiner Heimath zurückbringe und die er sich wohl hätte helfen werde, kundzugeben, so daß sie als Geheimniß in seiner Brust verschlossen bleiben werden. „Während die europäische Presse über die mehr oder weniger große Nähe der „gelben Gefahr“ diskutirte, wog er die Chancen der „weißen Gefahr“ für sein Land und die Aussichten, derselben zu entgehen, ab,“ führt Lanessan aus. Dann heißt es weiter: „Er analysirte die höchsten Kräfte und suchte nach Mitteln, die einen durch die anderen matt zu legen und sich dem Appetite dieses zu entziehen, indem er die Gefährlichkeit jenes reizte. Vor den Augen des gelegten chinesischen Diplomaten spielten sich die Dramen und Komödien ab, deren blutige Schauplätze Armenien und Areta sind, und er sah, wie der Türke sich aus den schwierigen Situationen zog, indem er die sich widerstrebenden Gelüste der Mächte ausbeutete, die gierig darauf harren, sich seiner Reste zu bemächtigen. Es entging ihm nicht, daß zwei Mächte, Rußland und England, die Hauptrollen dabei spielten und er hatte nur einen Blick auf die Karte von Asien zu werfen, um die Analogie der Lage Chinas mit der der Türkei in dieser Hinsicht zu erkennen. Er sah Rußland von Norden her durch die sibirischen Steppen vordringen und den Eisenbahnbau durch diese forschreiten, nach dessen Vollendung in fünf Jahren Rußland Hunderttausende von Soldaten bis vor

die Thore Pekings in wenigen Tagen senden können wird. Es entging ihm nicht, daß an dem Tage, da Rußland die von ihm erbetene Erlaubniß, die transsibirische Bahn bis zur Bucht des Pe-Tschili herabzuführen, erhalten haben wird, es mit der Unabhängigkeit der chinesischen Regierung und Chinas vorbei sein werde... Li-Hung-Tschang hat augenscheinlich gedacht, daß das mehr asiatische, als europäische Rußland China im gegebenen Augenblicke, wie es dies bereits im vorigen Jahre gethan hat, gegen die Eroberungsgelüste England's schützen könnte; aber er war andererseits auch einsichtig genug, sich zu sagen, daß in einem anderen Augenblicke England und Frankreich sich veranlaßt sehen könnten, China einen gleichen Schutz gegen den Ehrgeiz Rußland's zu gewähren...“

Der chinesische Diplomat machte auch aus seiner Ueberzeugung kein Hehl, daß China unfähig wäre, sich selbst zu verteidigen. Er kennt, besser als irgend Jemand auf der Welt, die Abneigung seiner Landsleute vor dem Waffenhandwerk und er war durchaus aufrichtig, als er auf dem Londoner Bankette erklärte: „Der Friede ist der höchste Wunsch des Kaisers von China und das Land hat kein anderes Verlangen, als sich im Frieden dem Handel und der Industrie zu widmen.“ Vor seinen Augen erschienen da wieder die Bataillone, die er in Petersburg, Berlin und Paris vor sich hatte vorbeimarschiren sehen, als er mit der rührenden Melancholie der Anhänger Confucius' hinzufügte: „Wenn die Chineser geglaubt haben, daß die frieblichen Gefühle sie vor nicht provozirten Angriffen schützen können, so war diese Einbildung bei ihnen das Ergebnis einer langen nationalen Gewohnheit.“... Li-Hung-Tschang hat diese Illusion nicht mehr. Er hat Europa gesehen, seine fürchtbaren Heere, die der Ruhe müde sind, seine militärischen Stäbe, die nach Auszeichnungen bürsten, seine Industriellen und Handelsreisenden, die durch die Konkurrenz ausgehungert sind, und seine Regierung studiren können, die nach Triumpfen sich die Augen ausschauen, um leben zu können, er hat auch zu erkennen vermocht, daß die europäischen Völker toll genug sind, den blutigen Ruhm der Eroberungen dem ruhigen Glücke des Friedens vorzuziehen. Er kehrt mit dem fürchtbaren Geheimnisse zurück, daß früher oder später sein Land von jenen Occidentalen zerissen und aufgezehrt werden wird, die heuchlerisch vorgehen, an die „gelbe Gefahr“ zu glauben.“

Trinken im Abonnement.

Als Kuriofum sendet man uns aus Oberlingheim folgende Anzeige, die gelegentlich der Kirchweih im „Reinischen Beobachter“ inserirt wurde:

„Jakob Müller, der Rothe, unter Zwergweg hier, verpflichtet sich hiermit, im Abonnement zu Mart 3. — jedem seiner Gäste während der Markttag so viel Naturwein zu verabfolgen, als er vertragen kann.“

Meine Freunde und Gönner zu zahlreichem Besuche einladend, zeichnet Hochachtung Jakob Müller.

Wie der Einsender hinzufügt, haben sich sofort 21 Abonnenten gemeldet, die nun, um auf die Kosten zu kommen oder noch einen „Reingewinn“ zu erzielen, mindestens 20 Schoppen am Tag vertheilen müssen, was sie auch thun.

Bedenkliches Symptom.

Ein Maurer wird auf dem Bauplatz irrfinnig. Als der Arzt erscheint, fragt dieser die Kollegen des Maurers, wie sich die Krankheit zuerst geäußert habe. „Er hat noch nach zwölfe gearbeitet“, entgegnete einer derselben, „und das ist uns Allen aufgefallen!“

Vertraulich.

Landjunker: „Johann, laß' anspannen, will fahren nach der Gemälde-Ausstellung!“
Johann: „Aber, gnä' Herr, davon verstehen wir doch nichts!“

Selbstverath.

Wädersfrau: „Mann, gib mir einen Kreuzer her für den Bettler draußen.“
Mann: „Wer wird ihm denn gleich so viel geben! Sieh ihm doch lieber eine Zweikreuzerfemmel!“

Gerechte Sache.

Redakteur: „Nun, kommen Sie doch näher!“
Jungfer Dichter (mit einem scheuen Blick auf den Papierkorb): „Bitte, thun Sie erst das Ding da weg!“